

JEDER MOMENT IST *Lynsey Addario* EWIGKEIT

*Als Fotojournalistin in den
Krisengebieten der Welt*

*Pulitzer-
Preisträgerin*

Econ

Lynsey Addario | Jeder Moment ist Ewigkeit |



Lynsey Addario

Jeder Moment ist Ewigkeit

Als Fotojournalistin in den Krisengebieten der Welt

Aus dem Amerikanischen
von Stephan Gebauer

Econ

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel
It's What I Do. A Photographer's Life of Love and War bei Penguin Press, New York

Für Paul und Lukas



Econ ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH

ISBN 978-3-430-20212-1

© Lynsey Addario, 2015

© der deutschsprachigen Ausgabe Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2016

Bildnachweis: Mit Ausnahme der nachfolgend genannten Bilder stammt das in diesem Buch verwendete Bildmaterial von der Autorin Lynsey Addario.

Seiten 26–29: © Bryan Denton; 34, 36, 37, 41: mit freundlicher Genehmigung der Autorin; 154: Foto von Chang W. Lee/New York Times/Redux; 214:

© Bruce Chapman; 278–280: © Landon Nordeman; 310: mit freundlicher Genehmigung von Associated Press

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Amelie Roth

Gesetzt aus der Fairfield

Satz: Buchgestaltung+, Berlin

Druck und Bindearbeiten: Mohn Media Mohndruck GmbH, Gütersloh

Printed in Germany

Um das Persönlichkeitsrecht einiger Akteure zu wahren, wurden einige Namen und Personenbeschreibungen verfremdet. Alle Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind rein zufällig.

INHALT

PROLOG	Adschdabija, Libyen, März 2011	11
TEIL I	Ich entdecke die Welt: CONNECTICUT, NEW YORK, ARGENTINIEN, KUBA, INDIEN, AFGHANISTAN	
KAPITEL 1	In New York bekommst du keine zweite Chance	35
KAPITEL 2	Wie viele Kinder haben Sie?	61
KAPITEL 3	Wir sind im Krieg	88
TEIL II	Die Jahre nach 9/11: PAKISTAN, AFGHANISTAN, IRAK	
KAPITEL 4	Sie als Amerikanerin sind hier nicht mehr willkommen	99
KAPITEL 5	Vor Kugeln fürchte ich mich weniger	122
KAPITEL 6	Sag der Frau, dass wir ihr nichts tun werden	155
TEIL III	Fast so etwas wie ein Gleichgewicht: SUDAN, KONGO, ISTANBUL, AFGHANISTAN, PAKISTAN, FRANKREICH, LIBYEN	
KAPITEL 7	Frauen sind Opfer ihres Geburtsorts	185
KAPITEL 8	Erledige deine Arbeit und komm zurück, wenn du fertig bist	207
KAPITEL 9	Der gefährlichste Ort der Welt	219
KAPITEL 10	Fahrer gestorben	257
TEIL IV	Leben und Sterben: LIBYEN, NEW YORK, INDIEN, LONDON	
KAPITEL 11	Heute Nacht wirst du sterben	291
KAPITEL 12	Er war ein Bruder, und ich vermisse ihn	313
KAPITEL 13	Ich rate Ihnen, nicht zu reisen	321
KAPITEL 14	Lukas	339
EPILOG	Rückkehr in den Irak	347
	Danksagungen	353
	Index	359

| Jeder Moment ist Ewigkeit |

Prolog

ADSCHDABIJA, LIBYEN, MÄRZ 2011

Im perfekten Licht eines kristallklaren Morgens stand ich vor einem zementgrauen Krankenhausgebäude in Adschdabija, einer etwa 800 Kilometer von Tripolis entfernten Kleinstadt an der Nordostküste Libyens. Gemeinsam mit anderen Journalisten sah ich mir ein Auto an, das am Morgen bei einem Luftangriff getroffen worden war. Das Heckfenster war herausgesprengt, über die Rückbank lagen menschliche Überreste verteilt und in der Hutablage steckten Schädel splitter. Krankenhausmitarbeiter in weißen Uniformen sammelten die Stücke sorgfältig ein und ließen sie in einem Sack verschwinden. Ich hob meine Kamera, um zu fotografieren, was ich schon so oft fotografiert hatte, nahm sie jedoch gleich wieder herunter und trat zur Seite, damit meine Kollegen ihre Arbeit machen konnten. An diesem Tag konnte ich die Bilder nicht machen.

Der Arabische Frühling hatte gerade begonnen. Nachdem in Tunesien und Ägypten unerwartet euphorische und erfolgreiche Revolutionen gegen langjährige Diktatoren ausgebrochen waren – Millionen Menschen tanzten auf den Straßen und feierten ihre neue Freiheit –, erhoben sich auch die Libyer gegen ihren Diktator Muammar al-Gaddafi. Er war seit mehr als 40 Jahren an der Macht, finanzierte Terrorgruppen in aller Welt und ließ willkürlich Menschen verschleppen, foltern und töten. Gaddafi war ein Wahnsinniger.

Aus Tunesien und Ägypten hatte ich nicht berichten können, weil ich

nach Afghanistan geschickt worden war. Ich konnte es kaum ertragen, derart wichtige historische Ereignisse zu verpassen, und war fest entschlossen, die Geschehnisse in Libyen nicht zu versäumen. Aber diese Revolution hatte sich rasch in einen Krieg verwandelt. Gaddafis Truppen waren für ihre Brutalität berüchtigt. Nun hatten sie aufständische Städte zurückerobert, und seine Luftwaffe nahm die schlecht ausgerüsteten Rebellen in ihren klapprigen Lastwagen unter Dauerbeschuss. Wir Journalisten waren ohne unsere Schutzwesten und Helme gekommen. Keiner von uns hatte damit gerechnet, dass wir sie brauchen würden.

Mein Mann Paul rief an. Wenn ich im Ausland unterwegs war, versuchten wir einmal täglich zu telefonieren, aber in Libyen war der Empfang schlecht, und wir hatten seit mehreren Tagen nicht miteinander sprechen können.

»Hallo, mein Schatz. Wie geht es dir?« Er rief aus Neu-Delhi an.

»Ich bin müde«, antwortete ich. »Ich habe mit David Furst gesprochen und ihn gebeten, mich in einer Woche abzuholen.« Furst war mein Redakteur bei der *New York Times*. »Am Nachmittag fahre ich zurück ins Hotel in Bengasi. Ich werde versuchen, dortzubleiben, bis sie mich ablösen. Ich will nach Hause.« Ich bemühte mich, gelassen zu klingen. »Ich bin erschöpft. Ich habe das Gefühl, dass etwas Schlimmes passieren wird.«

Ich verschwieg Paul, dass ich mich seit einigen Tagen morgens aus dem Bett quälen musste und immer ein wenig zu lange vor meiner Tasse Instantkaffee saß, während meine Kollegen ihre Kameras einpackten und die Taschen in den Autos verstauten. Wenn ich von Kriegsschauplätzen berichtete, gab es Tage, an denen mein Mut keine Grenzen hatte – und es gab Tage wie diese, an denen ich angsterfüllt aufwachte. Erst vor 48 Stunden hatte ich einem Kollegen eine Festplatte mit Fotos anvertraut, die er meiner Agentur übergeben sollte, falls mir etwas zustieß. So würden zumindest meine Bilder gerettet werden.

»Du solltest nach Bengasi zurückfahren«, riet mir Paul. »Du verlässt dich doch sonst auch immer auf deinen Instinkt.«

Als ich zwei Wochen vorher in Bengasi angekommen war, war die Stadt gerade befreit worden. Ich kannte diesen Anblick aus Kirkuk nach der Vertreibung der irakischen Truppen und aus Kandahar nach der Befreiung von den Taliban. Die Bevölkerung hatte Gebäude angezündet, Gefängnisse geöffnet und eine Gegenregierung gebildet. Die Stimmung war ausgelassen. An einem



Widerstandskämpfer schießen auf einen Kampfhubschrauber, der sie mit Maschinengewehrfeuer eindeckt. Das Foto entstand während der Kämpfe, in denen die Rebellen aus Bin Dschawad in Ostlibyen vertrieben wurden und sich nach Bas Lamuf zurückziehen mussten, das sie am Tag zuvor, dem 6. März 2011, von Gaddafis Truppen zurückerobert hatten.



Links oben: Freiwillige melden sich in Bengasi zum Kampf auf Seiten der Rebellen, 1. März 2011

Links unten: Ein Aufständischer stützt vor dem Krankenhaus in Ras Lanuf einen verwundeten Kameraden, 9. März 2011

Diese Seite: Von Regierungsflugzeugen angegriffene Kämpfer und Fahrer sehen in Erwartung eines Bombeneinschlags zum Himmel hinauf, 10. März 2011

Aufständische rücken während heftiger Kämpfe bei Ras Lanuf vor, 2011

dieser Tage fotografierte ich einige Libyer bei einer militärischen Übung. Es war wie in einem Sketch von Monty Python: Die Männer standen in Reih und Glied in Habachtstellung, übten wie Soldaten zu marschieren oder standen ratlos vor einem Stapel Waffen. Diese einfachen Bürger – Ärzte, Techniker, Elektriker – hatten sich irgendwelche grünen Kleidungsstücke oder Lederjacken übergeworfen, und kletterten nun in Turnschuhen auf Pick-ups, die mit Katjuscha-Raketenwerfern und Panzerfäusten beladen waren. Einige Männer trugen rostige Kalaschnikows über der Schulter, andere hatten Jagdmesser im Gürtel stecken. Manche hatten überhaupt keine Waffe. Als sie auf der Küstenstraße nach Tripolis aufbrachen, das immer noch von Gaddafis Truppen kontrolliert wurde, sprangen auch die Journalisten in ihre Autos, um den Kämpfern an die Front zu folgen.

Wir reisten an ihrer Seite. Wir sahen zu, wie sie ihre Waffen luden, und warteten. Nach einigen Tagen auf der einsamen Wüstenstraße stieß eines Morgens plötzlich ein Kampfhubschrauber auf uns herab. Im Tiefflug nahm er alle wahllos unter Beschuss und überzog uns mit einem Maschinengewehrhegel. Die verstreute Schar der Aufständischen erwiderte sein Feuer mit ihren Kalaschnikows. Ein Junge warf einen Stein nach dem Hubschrauber, ein anderer rannte mit vor Entsetzen weit aufgerissenen Augen zu einem kleinen Sandhügel, um Deckung zu finden. Während ich mich hinter ein Auto duckte und ihn fotografierte, wusste ich, dass dies eine andere Art von Krieg werden würde.

Die Front verlief entlang einer trostlosen Straße durch eine Sandwüste, die sich bis zum blauen Horizont erstreckte. Anders als im Irak und in Afghanistan konnte man hier nirgendwo in Bunkern Zuflucht suchen, hinter Gebäuden Schutz finden oder sich in gepanzerten Geländewagen, den »Humvees«, auf den Boden legen. Wenn wir in Libyen das Dröhnen eines Kampfflugzeugs hörten, blieb uns nichts anderes übrig, als anzuhalten, zum Himmel hinaufzuschauen und zu versuchen, den Einschlagsort der Kugeln oder Bomben zu erraten. Manche Kämpfer legten sich auf den Rücken, andere schützten ihren Kopf mit den Armen, manche beteten und einige liefen los, einfach um zu laufen, ziellos. Wir waren dem, was aus dem gewaltigen mediterranen Himmel kam, vollkommen ausgeliefert.

Seit mehr als zehn Jahren war ich Kriegsphotografin und hatte in Afghanistan, dem Irak, dem Sudan, der Demokratischen Republik Kongo und dem

Libanon gearbeitet. An keinem dieser Orte hatte ich mich so gefürchtet wie in Libyen. Der Fotograf Robert Capa sagte einmal: »Wenn deine Fotos nicht gut genug sind, warst du nicht nah genug dran.« In Libyen gab es nichts zu fotografieren, wenn man nicht nah genug dran war. Doch wenn man nah genug dran war, war man in der Schusslinie. In jener Woche sah ich, wie einige der besten Fotografen, Leute, die in Tschetschenien, Afghanistan und Bosnien gearbeitet hatten, aufgaben, nachdem die ersten Bomben gefallen waren.

»Das ist es nicht wert«, sagten sie. Auch ich dachte einige Male: *Das ist wahnsinnig. Was tue ich hier?* Aber es gab auch Tage, an denen ich jenes vertraute Hochgefühl spürte, an denen ich dachte: *Ich sehe tatsächlich mit eigenen Augen, wie sich ein Aufstand ausbreitet. Ich sehe, wie diese Menschen bis zum Tod für ihre Freiheit kämpfen. Ich dokumentiere das Schicksal einer Gesellschaft, die seit Jahrzehnten unterdrückt wird.* Bis zu dem Augenblick, in dem man verwundet, verschleppt oder erschossen wird, glaubt man, unbesiegbar zu sein. Außerdem lag es einige Jahre zurück, dass mir zum letzten Mal etwas zugestoßen war.

Die anderen Journalisten brachen vom Krankenhaus in Adschdabija auf. Ich wusste, dass es an der Zeit war, zur Front zurückzukehren. Aus der Ferne drangen die Klänge des Kriegs herüber: Granateneinschläge, Luftabwehrgeschütze, Krankenwagensirenen. Ich wollte nicht, dass Paul diese Geräusche hörte. »Schatz, ich muss aufbrechen. Wir sehen uns bald, Liebling. Ich liebe dich.«

Vor langer Zeit hatte ich herausgefunden, wie grausam es war, zuzulassen, dass sich geliebte Menschen Sorgen um mich machten. Ich sagte ihnen nur, was sie wissen mussten: wo ich war, wohin ich reiste und wann ich nach Hause kommen würde.

ICH ARBEITETE GEMEINSAM mit drei anderen preisgekrönten Journalisten im Auftrag der *New York Times* in Libyen: Tyler Hicks war ein Fotograf und Freund, den ich zufälligerweise schon seit meiner Kindheit in Connecticut kannte. Anthony Shadid war der vielleicht beste Reporter im Nahen Osten. Und Stephen Farrell, ein britisch-irischer Journalist, der seit Jahren aus Kriegsgebieten berichtete. Alles in allem besaßen wir rund fünf Jahrzehnte Erfahrung an üblen Orten. Zusammen mit Scharen von Journalisten, die von

einer arabischen Revolution zur nächsten hetzten, waren wir illegal aus Ägypten eingereist.

Wir verließen das Krankenhaus und machten uns auf den Weg ins Zentrum von Adschdabija. Anthony und Steve fuhren in einem Auto, Tyler und ich saßen mit unserem Fahrer Mohammed in einem zweiten. Es war nicht leicht gewesen, in Libyen einen guten Fahrer zu finden. Mohammed, ein sanftmütiger Student mit jugendlichem Gesicht und einer Lücke zwischen den Schneidezähnen, fuhr uns noch herum, als die meisten anderen Fahrer längst aufgegeben hatten. So wollte er seinen Beitrag zur Revolution leisten. Mohammed war gut mit den anderen Fahrern und den Rebellen vernetzt, und hielt uns ständig über die Verschiebungen der Front auf dem Laufenden, was uns die Wahl unserer nächsten Ziele und die Entscheidung über die Aufenthaltsdauer erleichterte. Seine Hinweise entschieden über unser Schicksal, seine Hilfe war von unschätzbarem Wert für uns.

Als wir auf einer leeren Straße ins Stadtzentrum rasten, zerrissen Granaten den Asphalt. Splitter flogen in alle Richtungen. Plötzlich hielt der Fahrer von Anthony und Steve seinen Wagen an, stieg aus und warf die Ausrüstung auf die Straße: Er kündigte. Sein Bruder war an der Front gefallen. Mohammed stoppte ebenfalls, sprang heraus und verstaute die Sachen unserer Kollegen im Kofferraum. Anthony und Steve zwängten sich zu uns ins Auto. Ein ungutes Gefühl kroch in mir hoch. Wir waren in eine unangenehme Lage geraten: In Kriegsgebieten reisen Journalisten oft in Konvois von mindestens zwei Wagen, um nicht zu stranden, wenn eines der Fahrzeuge ausfällt. Und wenn eines der Autos getroffen wird, ist die Zahl der Opfer geringer.

Vier Journalisten in einem Auto bedeuteten auch Schwierigkeiten: Jeder von uns hatte seine eigene Vorstellung davon, wie wir weiter vorgehen sollten. Wir begannen, darüber zu diskutieren, wie gefährlich die Lage war. An Kriegsschauplätzen sieht der Alltag von Journalisten und Fotografen oft so aus: Es wird unentwegt darüber verhandelt, wer was braucht, wer bleiben und wer sich in Sicherheit bringen will. Wann sind genug Zeugen befragt und genug Fotos geschossen, um die Geschichte richtig erzählen zu können? Wir Journalisten möchten immer noch mehr Kampfhandlungen sehen, die aktuellsten Informationen sammeln, und weiter berichten bis zu der unvorhersehbaren letzten Sekunde, in der wir verwundet werden, in Gefangenschaft geraten oder sterben. Wir sind von Natur aus gierig: Wir wollen immer noch ein biss-

chen mehr, als wir bereits haben. Zu diesem Zeitpunkt herrschte im Auto jedoch Einigkeit darüber, weiterzufahren.

Adschdabija war eine wohlhabende nordafrikanische Stadt mit pfirsichfarbenen, gelben und bräunlichen Betonhäusern. Die niedrigen Gebäude hatten massive Balkone, und über den Geschäften hingen farbenfrohe Schilder. Die wenigen Zivilisten, die wir zu Gesicht bekamen, waren auf der Flucht. Sie liefen mit ihren Habseligkeiten auf dem Rücken um ihr Leben. Ein endloser Strom von Autos raste in entgegengesetzter Richtung an uns vorüber. In Pick-ups und viertürigen Pkws drängten sich vielköpfige Familien, die jeden Zentimeter Raum mit hastig zusammengerafften Decken und Kleidungsstücken vollgestopft hatten. Manche Familien kauerten unter Planen auf den Ladeflächen von Lastern. Zum ersten Mal erblickte ich Frauen und Kinder in Adschdabija. In einer konservativen Gesellschaft wie der libyschen verließen Frauen nur selten das Haus. Auf der Straße waren sie nur zu sehen, weil sie nach Osten flüchteten, da von Westen die Front näher rückte.

Ich fürchtete, dass es auch für uns an der Zeit war, diesen Ort zu verlassen. Der Exodus der Zivilisten bedeutete, dass die Bewohner damit rechneten, die Stadt werde in Kürze in die Hände von Gaddafis Truppen fallen. Hatten die Regierungstruppen Adschdabija bereits erreicht? Wir wussten, was vier nicht akkreditierten Journalisten drohte, die Gaddafis Männern im Rebellengebiet in die Hände fielen. Der Diktator hatte deutlich gesagt, dass er alle Journalisten in Ostlibyen als Spione und Terroristen betrachtete, die getötet oder verhaftet würden, sollte man ihrer habhaft werden.

Wir kehrten zum Krankenhaus zurück, um uns mit anderen Journalisten zu besprechen und uns ein Bild davon zu machen, wie viele Opfer die Kämpfe gefordert hatten. Anthony, Steve und Tyler gingen hinein, um sich die Telefonnummer eines libyschen Arztes zu besorgen, bei dem sie am Abend von Bengasi aus die endgültige Opferzahl für diesen Tag in Erfahrung bringen konnten. Für den Fall, dass Adschdabija an die regimetreuen Einheiten fiel und es unmöglich sein sollte, dorthin zurückzukehren, brauchten wir Informationsquellen in der Stadt. Während meine Kollegen im Krankenhaus waren, fotografierte ich auf der Straße die fliehenden Einwohner.

Am Straßenrand begegnete ich einem französischen Fotografen, den ich aus dem Irak und Afghanistan kannte. Er stand mit mehreren Landsleuten zusammen. Sie sprachen in gedämpftem, ernstem Ton, aus dem hin und wie-

der jener Sarkasmus herauszuhören war, mit dem Journalisten oft ihre Nervosität überdecken. Französische Journalisten sind als besonders furchtlos und tollkühn bekannt. Ein geflügeltes Wort unter den Kriegsberichterstattem lautet: »Wenn die Franzosen ein Kampfgebiet vor dir verlassen haben, bist du geliefert.« Laurent Van der Stockt, ein für seinen Wagemut berühmter Kriegsreporter, der über die meisten großen Konflikte der vergangenen zwei Jahrzehnte berichtet hatte – er war zweimal angeschossen und einmal an der Front durch Granatsplitter verletzt worden –, sah den Autos zu, die in einer nicht enden wollenden Kolonne aus der Stadt rollten.

Er wandte sich an mich. »Wir hauen ab«, sagte er. »Höchste Zeit, nach Bengasi zurückzufahren.« Die Franzosen hatten also beschlossen, sich aus dem Kampfgebiet zurückzuziehen, an einen Ort, der 150 Kilometer beziehungsweise zwei Stunden Fahrtzeit entfernt lag. Für sie war Adschadabija abgehakt. Laurent war zu dem Schluss gelangt, dass die Fotos das Risiko nicht wert waren. Die Lage war zu gefährlich.

Als sie sich in ihre Autos zwängten, bekam ich es mit der Angst zu tun. Aber ich sagte nichts. Ich wollte nicht feige wirken, ich wollte nicht das verängstigte Mädchen sein, das die Männer von ihrer Arbeit abhielt. Tyler, Anthony und Steve hatten alle mehr als ein Jahrzehnt in Kriegsgebieten verbracht: Sie wussten, was sie taten. Vielleicht schätzte ich die Situation falsch ein. Während wir weiter in Adschadabija hineinfuhren, blickte ich aus dem Fenster und versuchte, mich im Geist an einen Ort der Geborgenheit zurückzuziehen. Aus den Minaretten der Moscheen schallte der Ruf zum Gebet durch die Stadt.

Autos strömten vorüber. Wir waren die Einzigen, die in die entgegengesetzte Richtung fuhren.

»Leute, es ist Zeit, dass wir abhauen«, sagte Steve. Ich spürte, dass er meine Furcht teilte.

»Ja, denke ich auch«, sagte ich.

Ich war Steve dankbar für seine Mahnung zur Vernunft. Aber Tyler und Anthony reagierten nicht auf unseren Vorschlag.

WIR ERREICHTEN EINEN KREISVERKEHR, an dem einige Aufständische herumstanden, und Tyler und Anthony stiegen aus, um mit den Männern zu sprechen. Einige der Kämpfer schienen dem näher rückenden Gefecht gelassen entgegenzublicken, andere liefen hektisch umher und schossen in die Luft.

Ich fühlte mich orientierungslos. Ich wollte weder hier noch irgendwo anders in der Stadt sein und war wie vorher kaum in der Lage, meine Kamera zu heben. Sogar die erfahrensten Fotografen erleben solche Tage: Es gelingt einfach nicht, den Moment einzufangen. Meine Angst schwächte mich wie eine körperliche Behinderung. Tyler hingegen war in seinem Element, vollkommen konzentriert und hartnäckig. Ich stellte mir vor, was für hervorragende Bilder er wohl gerade machte, während ich unbeholfen und verängstigt war, die Szenen verpasste, den Auslöser zu spät drückte.

Als ich loslief, um ihm zu folgen, hörte ich das vertraute Zischen einer Kugel. Ich sah zu den Dächern hinauf: Gaddafis Heckenschützen waren in der Stadt. Spätestens jetzt musste allen bewusst sein, wie ernst die Lage war. Doch dann sah ich Anthony, der mit einigen Männern in der Nähe unseres Wagens Tee trank. Sie standen neben einem mit Munition beladenen Laster und unterhielten sich unbekümmert auf Arabisch. Anthony war Mitte vierzig, aber mit seinem grauen Bart und seinem rundlichen Bauch wirkte er älter. Seine Augen glänzten warm und freundlich, während er den Libyern zuhörte. Er rauchte in aller Seelenruhe seine Zigarette, und wenn er sprach, gestikulierte er wild mit den Händen, als wäre er mit Freunden auf einer Party.

Steve, der schon zweimal entführt worden war – einmal im Irak und einmal in Afghanistan –, wirkte besorgt. Er wartete mit Mohammed bei unserem Auto, so als könnte er die anderen auf diese Art ermutigen, ihre Arbeit zu beenden. Die Einheimischen rund um uns schrien: »Qanas! Qanas!« (Scharfschützen! Scharfschützen!)

Mohammed war inzwischen ganz aufgelöst. »Wir müssen nach Bengasi aufbrechen!«, sagte er in flehendem Ton. Sein Bruder hatte angerufen, um ihn zu warnen: Gaddafis Truppen waren von Westen her in die Stadt eingedrungen. Jetzt rief er uns zum Auto. Endlich stiegen wir ein und fuhren in Richtung des östlichen Stadttors.

Auf dem Weg dorthin bat Tyler Mohammed, noch ein letztes Mal anzuhalten, damit er eine Gruppe Rebellen fotografieren konnte, die an einer Straßenecke mit Panzerfäusten bewaffnet Stellung bezogen. Widerwillig fuhr Mohammed an den Straßenrand, und Tyler sprang aus dem Wagen, um ein paar Fotos zu schießen: Wahrscheinlich spürte er jenen Nervenkitzel, den ich gut kannte – dieses Gefühl der Befriedigung, das man hat, wenn man von einem Ort berichtet, an den sich kaum jemand anderes wagt. Wieder rief

Mohammed seinen Bruder an, um sich über den Vormarsch der Regierungstruppen zu informieren. Ich wusste, dass wir uns auf ein großes Wagnis eingelassen hatten, als wir trotz der Warnungen geblieben waren, und dennoch fühlte sich mein Wunsch, mich in Sicherheit zu bringen, wie eine quälende Schwäche an. Meine Kollegen hätten mich nie der Feigheit oder mangelnder Professionalität bezichtigt, aber ich war mir schmerzhaft bewusst, dass ich die einzige Frau im Auto war.

Ein Wagen hielt neben uns: »Sie sind in der Stadt!«, rief einer der Insassen herüber. »Sie sind in der Stadt!«

»Tyler!«, schrie Mohammed mit schreckverzerrtem Gesicht.

»Wir müssen weg!«, brüllte Steve. Tyler sprang in den Wagen, und wir rasten los.

Am Vorabend hatten mein Redakteur David und ich vereinbart, dass ich ihn um neun Uhr morgens New Yorker Zeit anrufen würde. Ich sah auf die Uhr und wählte seine Nummer. Aber die Leitung war tot. Ich wählte erneut. Nichts. Wieder und wieder hackte ich die Nummer in die Tastatur. Als ich den Kopf hob und in die Ferne blinzelte, sah ich etwas, das ich seit Wochen nicht auf unserer Straßenseite gesehen hatte: Verkehr.

»Ich glaube, das sind Gaddafis Leute«, sagte ich.

Tyler und Anthony schüttelten die Köpfe. »Unmöglich«, sagte Tyler.

Sekunden später lösten sich kleine olivfarbene Gestalten vom verschwommenen Horizont. Ich hatte recht gehabt.

Tyler begriff es ebenfalls. »Nicht anhalten!«, schrie er.

Wenn man sich als Journalist einer feindlichen Straßensperre nähert, hat man zwei Möglichkeiten, die beide riskant sind: Man kann anhalten und sich als Pressevertreter ausweisen, in der Hoffnung, von den Soldaten als neutraler Berichterstatter verschont zu werden. Oder man fährt in vollem Tempo weiter und hofft, dass die Soldaten nicht das Feuer eröffnen.

»Nicht anhalten! Nicht anhalten!«, schrie Tyler.

Aber Mohammed nahm den Fuß vom Gas, brachte den Wagen zum Stehen und steckte den Kopf zum Fenster hinaus.

»Sahafi!«, rief er den Soldaten zu. »Journalisten!« Er öffnete die Tür und stieg aus. Im Nu war er von Gaddafis Soldaten umringt. »Sahafi!«

Im nächsten Augenblick wurden die Türen aufgerissen, und Tyler, Steve und Anthony wurden ins Freie gezerrt. Ich verriegelte meine Tür und vergrub

den Kopf zwischen den Knien. Schüsse erschütterten die Luft. Als ich aufsaß, war ich allein. Ich wusste, dass ich aus dem Wagen heraus musste, um Deckung zu suchen, war aber wie gelähmt. Ich begann, laut mit mir selbst zu reden, eine Methode, die ich anwandte, wenn meine innere Stimme nicht überzeugend genug war: »Raus aus dem Auto. Steig aus. Lauf.« Ich kletterte mit gesenktem Kopf über die Rückbank zur offenen Tür, kam auf die Füße und fühlte augenblicklich Hände, die meine Arme packten. Ein Soldat griff nach meinen beiden Kameras. Doch je fester er zog, desto verzweifelter klammerte ich mich an sie. Kugeln schwirrten an uns vorbei und wirbelten bei ihrem Einschlag vor meinen Füßen Staub auf. Die Aufständischen nahmen die Straßensperre von der Stadt aus unter Beschuss. Während der Soldat mit der einen Hand weiter an meiner Kamera zog, bedrohte er mich mit der anderen mit seinem Gewehr.

Zehn nicht enden wollende Sekunden lang standen wir einander so gegenüber. Im Augenwinkel sah ich Tyler zu einem eingeschossigen Zementgebäude laufen. Ich begriff, dass er dem richtigen Instinkt folgte. Wir mussten aus der Schusslinie kommen. Mit den Soldaten konnten wir später verhandeln.

Ich ließ meine Bauchtasche und eine der Kameras los und rannte los. Während ich lief, zog ich die Speicherkarten aus dem Apparat. Meine Kollegen hatten sich im Gewirr des Feuergefechts ebenfalls von den Soldaten losgerissen. Ich hatte das Gefühl, sehr langsam voranzukommen. Mein Blick war fest auf Anthony gerichtet, der vor mir rannte. »Anthony!«, rief ich. »Anthony! Hilf mir!« In diesem Moment stolperte er und fiel zu Boden. Als er seinen Kopf hob, war seine sonst so gelassene Miene von Panik entstellt. Er nahm meine Schreie nicht wahr. Sein unnatürlicher Gesichtsausdruck flößte mir größere Angst ein als alles andere. Wir mussten Tyler einholen, der vorgerannt war. Es sah so aus, als könnten wir uns auf diese Weise am ehesten in Sicherheit bringen. Irgendwie gelang es uns allen, ein Betongebäude zu erreichen, das ein Stück von der Straße entfernt lag. Dort fanden wir Schutz vor dem Gefecht, das in unserem Rücken tobte. Einige Schritte entfernt stand eine weinende Frau, die ein Kleinkind in den Armen hielt. Ein Soldat versuchte sie zu trösten. Er kümmerte sich nicht um uns, denn er wusste, dass wir nirgendwohin konnten.

»Ich glaube, ich werde einen Fluchtversuch wagen«, sagte Tyler.

Wir schauten hinaus. In alle Richtungen erstreckte sich die Wüste.

Wenige Sekunden später hatten uns fünf Soldaten eingeholt, sie richteten ihre Gewehre auf uns und schrien uns auf Arabisch an, ihre Stimmen voller Hass und Anspannung, die Gesichter zu Masken der Wut verzogen. Sie befahlen uns mit Gesten, uns mit dem Gesicht nach unten auf die Erde zu legen. Wir erstarrten. Würden sie uns jetzt hinrichten? Wir gingen langsam in die Knie und flehten um unser Leben.

Ich presste mein Gesicht gegen den erdigen Grund, ein feiner Staub füllte meine Atemwege. Man zog mir die Hände hinter den Rücken und trat gegen meine Beine, um sie zu spreizen. Die Soldaten schrien abwechselnd uns und einander an und hielten uns die Gewehrläufe an die Köpfe. Wir versanken in schweigender Verzweiflung und warteten darauf, dass sie abdrückten.

Vorsichtig sah ich zu Anthony, Steve und Tyler hinüber, um sicherzugehen, dass sie noch da waren und am Leben. Dann drehte ich mein Gesicht wieder in den Staub.

»Oh Gott, oh Gott, oh Gott. Bitte, Gott, rette uns.«

Als ich wieder den Kopf drehte, blickte ich in einen Gewehrlauf und dann in die Augen eines Soldaten. Ich wollte ihn um Gnade anflehen, aber mein Mund war so trocken, als wäre mein Speichel durch Sand ersetzt worden. Ich brachte kaum ein Wort heraus.

»Bitte«, flüsterte ich. »Bitte.«

Ich wartete auf den Knall, auf das Ende meines Lebens. Ich dachte an Paul, meine Eltern, meine Schwestern, meine beiden Großmütter, die beide über 90 Jahre alt waren. Während die Soldaten einander weiter anbrüllten und ihre Gewehre an unsere Köpfe hielten, dehnte sich jede Sekunde zu einem eigenen Raum im Universum.

»Dschawas!«, schrie einer der Soldaten. Sie wollten unsere Pässe sehen. Einer der Männer begann meinen Körper abzutasten und Gegenstände aus meinen Jackentaschen zu ziehen: mein Blackberry, die Speicherkarten, ein paar lose Geldscheine. Seine Hände flogen über meinen Körper, bis sie meine Brüste erreichten. Er hielt inne. Dann drückte er sie, wie ein Kind, das mit einer Hupe spielt.

Ich krümmte mich in eine Fötushaltung. »Bitte, Gott. Ich will nur nicht vergewaltigt werden.«

Aber der Soldat hatte anderes im Sinn. Er zog mir die grauen Nike-Schuhe aus, und ich hörte das zischende Geräusch der Schnürsenkel, die heraus-

gezogen wurden. Ich spürte die Luft an meinen nackten Füßen. Er band mir die Fußgelenke zusammen. Mit einem Stück Stoff fesselte er mir die Arme hinter dem Rücken und zog die Schlinge so fest zu, dass meine Hände gefühllos wurden. Dann drückte er mein Gesicht in den Schmutz.

Werde ich meine Eltern wiedersehen? Werde ich Paul wiedersehen? Wie konnte ich ihnen das antun? Werde ich meine Kameras zurückbekommen? Wie hat es mich an diesen Ort verschlagen?

Die Soldaten hoben mich an Händen und Füßen hoch und trugen mich fort.

AN DIESEM TAG IN LIBYEN stellte ich mir jene Fragen, die mich bis heute nicht loslassen: Warum macht jemand diese Arbeit? Warum riskiert jemand sein Leben für ein Foto? Auch nach zehn Jahren als Kriegsberichterstatterin fällt es mir schwer, diese Frage zu beantworten. Die Wahrheit ist, dass kaum jemand für diese Arbeit geboren wird. Es ist eine Tätigkeit, die man zufällig entdeckt und in die man Schritt für Schritt hineinwächst. Wir lernen dieses ungewöhnliche Leben und diesen außergewöhnlichen Beruf kennen und wollen ihm weiter nachgehen, egal, wie zermürbend, belastend oder gefährlich er wird. Wir verdienen unseren Lebensunterhalt damit, aber diese Tätigkeit ist eher ein Bekenntnis, eine Verpflichtung, eine Berufung. Sie macht uns glücklich, weil sie unserem Leben einen Sinn gibt. Aber wenn ein Journalist getötet wird, durch eine Landmine seine Beine verliert oder seine Familie der Qual einer Entführung ausgesetzt, frage ich mich, warum ich dieses Leben gewählt habe.

Ich wäre nie auf den Gedanken gekommen, dass ich eines Tages Kriegsberichterstatterin werden würde. Ich wollte reisen und die Welt kennenlernen. Ich stellte fest, dass die Kamera ein tröstender und hilfreicher Gefährte war. Sie öffnete mir neue Welten und verschaffte mir Zugang zu den Emotionen der Menschen. Dadurch erhielt ich das Privileg, das Leben in all seiner Komplexität zu entdecken und jeden Tag etwas Neues zu lernen. Wenn ich hinter einer Kamera stand, war das der einzige Ort auf der Welt, an dem ich sein wollte.

Ich war 22 Jahre alt, als ich in Argentinien entdeckte, dass ich mit diesem geliebten Hobby meinen Lebensunterhalt bestreiten konnte. Anfangs bekam ich 10 Dollar pro Foto. Als ich erst einmal begonnen hatte, Geld mit dieser Tätigkeit zu verdienen, schien eine Karriere im Fotojournalismus kein unre-



Der Ort, an dem wir in Gefangenschaft gerieten. Die Aufnahme machte Bryan Denton etwa einen Monat später für die New York Times. Das zweite Bild zeigt einen meiner Schuhe ohne Schnürsenkel an der Stelle, an der wir gefesselt wurden.



alistischer Traum mehr zu sein. Die Frage war bloß, wie ich mich in dieser Branche, in der ein brutaler Wettbewerb herrschte, durchsetzen sollte. Ich begann als freie Mitarbeiterin für Associated Press in New York zu arbeiten, und als ich ein bisschen Erfahrung gesammelt hatte, riskierte ich es, auf Reisen zu gehen. Ich brach nach Kuba auf und zog weiter nach Indien, Afghanistan und Mexiko. Ich begann, mich an Orten zurechtzufinden, die den meisten Menschen beängstigend schienen, und je mehr ich von der Welt sah, desto größer wurden mein Mut und meine Neugierde.

Ich fand gerade meinen Weg als Fotoreporterin, als der Terrorangriff am 11. September 2001 die Welt veränderte. Gemeinsam mit Hunderten anderen Journalisten brach ich nach Afghanistan auf, um die Invasion zu dokumentieren. Viele von uns berichteten das erste Mal über Ereignisse, in denen die Truppen und Bomben unseres eigenen Landes eine Rolle spielten. Der »Krieg gegen den Terror« brachte eine neue Generation von Kriegsberichterstattem hervor, und je ungerechter die Kriege wurden, desto mehr engagierten wir uns. Wir ordneten unser ganzes Leben unserer Mission unter: Wir hatten die Pflicht, der Welt die Wahrheit zu zeigen. An der Front wuchsen wir zu einer Familie zusammen. Wir teilten Affären, Ehen, Scheidungen, Verlust miteinander. Jetzt, da die Kampfhandlungen im Irak und in Afghanistan weitgehend beendet sind, treffen wir einander bei Hochzeiten und Beerdigungen.

Anfangs jagte ich den großen Geschichten nach, aber im Laufe der Zeit begann ich, mich Themen zuzuwenden, die mich persönlich berührten. Ich sehe Fotos in Zeitungen, in Zeitschriften oder im Internet – Flüchtlingslager in Darfur, Frauen in der Demokratischen Republik Kongo, verkrüppelte Veteranen – und werde unruhig. Plötzlich überkommt mich diese stille Angst, eine Rastlosigkeit, die mich zum Aufbruch zwingt. Meine Arbeit entwickelt dann ihren eigenen Rhythmus. Vielleicht verbringe ich zwei Wochen damit, ugandische Frauen zu fotografieren, die an Brustkrebs leiden, und auf dem Heimflug plane ich bereits meine nächste Reportage über maoistische Aufständische im indischen Dschungel. Wenn ich wieder in London bei meinem Ehemann Paul und meinem Sohn Lukas bin, bearbeite ich die 8000 Fotos aus Uganda, mache eine Pause, um mit Lukas in den Park zu gehen, und rufe einen Redakteur an, um ihm ein Projekt im Süden der Türkei vorzuschlagen. Manchmal werde ich gefragt, warum ich an solche Orte reise. Es ist die falsche Frage: Für mich steht nicht zur Diskussion, ob ich nach Ägypten, in den

Irak oder nach Afghanistan reisen soll. Die Frage ist, an *welchen* dieser Orte ich reisen soll, denn ich kann immer nur an einem Ort sein.

Mit meinen Beobachtungsgegenständen – mit den Tausenden Menschen, die ich fotografiere – teile ich so viel: die Freude, am Leben zu sein, den Mut, Widerstand gegen Unterdrückung zu leisten, die Qual des Verlusts, das Beharrungsvermögen der Unterdrückten, die Brutalität der schlechtesten und die Güte der besten Menschen. Die Beziehungen zu Fahrern und Fixern – jenen Einheimischen, auf die ich angewiesen bin, um Treffen zu arrangieren, Interviews zu übersetzen und mich in einer fremden Kultur zurechtzufinden – versuche ich über all die Jahre hinweg aufrechtzuerhalten. Einen Dolmetscher, mit dem ich vor 13 Jahren in Afghanistan zusammengearbeitet habe, treffe ich möglicherweise heute überraschend in einer Sitzung bei den Vereinten Nationen wieder. Diese Leute sind ein fester Bestandteil meines menschlichen Umfelds, und wenn ihr Land einmal mehr zum Schauplatz einer Tragödie wird, fühle ich mich verpflichtet, mich zu erkundigen, wie sie davon betroffen sind. Oft schreiben sie mir: »Kommen Sie her, Miss Lynsey?«

Selbstverständlich kann meine Arbeit gefährlich werden, und ich habe Glück, noch am Leben zu sein. Ich wurde zweimal entführt. Ich habe einen schweren Autounfall überlebt. Zwei meiner Fahrer wurden getötet – und dafür werde ich mich mein Leben lang verantwortlich fühlen. Ich habe die Geburten der Kinder meiner Schwestern, Hochzeiten von Freunden und Beerdigungen geliebter Menschen versäumt. Ich habe Ehe und Mutterschaft viele Jahre hinausgeschoben. Trotzdem ist es mir gelungen, gesund zu bleiben. Ich habe innige, wundervolle Beziehungen geführt, und ich habe einen Ehemann gefunden, der mit meiner Arbeit leben kann. Wie viele Frauen musste ich schwierige Entscheidungen fällen, nachdem ich mich entschlossen hatte, eine Familie zu gründen. Noch immer ringe ich um ein unvollkommenes Gleichgewicht zwischen meiner Rolle als Mutter und meiner Rolle als Fotojournalistin. Aber ich vertraue darauf, dass ich ein erfülltes Leben genießen kann, wenn ich in allen Lebensbereichen genug Arbeit, Fürsorge und Liebe investiere. Die Fotografie hat mein Weltbild geprägt. Sie hat mich gelehrt, über meine eigene Realität hinauszublicken und die Welt dort draußen wahrzunehmen. Sie hat mich gelehrt, jenes Leben zu schätzen, in das ich zurückkehren kann, wenn ich die Kamera weglege. Und sie hat mich gelehrt, meine Familie zu lieben und mit meinen Freunden zu lachen.

Journalisten klingen zuweilen wichtigtuersch, wenn sie von ihrem Beruf erzählen. Einige von uns sind Adrenalin-Junkies, andere versuchen der Realität zu entfliehen, und manche zerstören ihr Privatleben und verletzen die Menschen, die ihnen die meiste Liebe schenken. Diese Arbeit kann einen Menschen zugrunde richten. Viele meiner Freunde und Kollegen sind aufgrund der Traumata, die sie erlitten haben, kaum wiederzuerkennen: reizbar, von Schlafstörungen geplagt, von ihren Freunden entfremdet. Nachdem wir jahrelang so viel Leid gesehen haben, fällt es uns schwer zuzugeben, dass es uns freien und mit Wohlstand gesegneten Menschen auch einmal schlecht gehen kann. An den dunkelsten Orten dieser Erde fühlen wir uns dann wohler als zu Hause, wo das Leben allzu leicht und einfach zu sein scheint. Oft hören wir nicht auf unsere innere Stimme, die uns sagt: Es wird Zeit, ein eigenes Leben aufzubauen, statt nur das der anderen zu dokumentieren.

Doch neben all diesen Schwierigkeiten sind da die Dinge, die uns Halt geben und uns zusammenschweien: das Privileg, Ereignisse dokumentieren zu dürfen, die andere Menschen nicht zu Gesicht bekommen, die idealistische Überzeugung, dass ein Fotograf die Seelen der Menschen berühren kann, die Freude darüber, Kunstwerke zu schaffen und etwas zum Wissensschatz der Welt beizutragen. Wenn ich heimkehre und die Risiken nüchtern beurteile, fällt es mir nicht leicht, mich für meine Arbeit zu entscheiden. Aber wenn ich meine Arbeit mache, bin ich lebendig und kann ich selbst sein. Das ist, was ich tue. Gewiss gibt es andere Wege zum Glück. Dies aber ist der Weg, den ich gewählt habe.

TEIL I

Ich entdecke die Welt

CONNECTICUT, NEW YORK, ARGENTINIEN, KUBA,
INDIEN, AFGHANISTAN